

ERWIN  
PRZYBYSZ

# MATROSEN-

Seefahrt in der Vor-Container-Zeit

# LEBEN



Erwin Przybysz

Matrosenleben

Seefahrt in der  
Vor-Container-Zeit  
Biografische Erzählungen

**kadERä** VERLAG

Erwin Przybysz

MATROSENLEBEN

Seefahrt in der Vor-Container-Zeit

Biografische Erzählungen

Originalausgabe

EPUB-ISBN: 978-3-948218-38-6

Dieses Buch ist auch als Print erhältlich und kann über den Handel oder über den Verlag bezogen werden.

Print-ISBN: 978-3-948218-37-9

Lektorat/Korrektur und Buchgestaltung: Günther Döscher

Coverfoto: iStock/atlantic-kid

Bilder im Innenteil: Privat-Archiv Erwin Przybysz,

Erinnerungs-Postkarten/Fotos befahrener Reedereien.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2022

Kadera Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.

[www.kadera-verlag.de](http://www.kadera-verlag.de)

Der Kadera Verlag ist ein Imprint der

Bedey und Thoms Media GmbH,

Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

<https://www.bedey-media.de>

# Inhalt

- „Einstimmung“
- „Ohne Schule geht's ja nicht“
- „Wir wollten nach Hause“
- „Zurück in Hamburg“
- „Seefahrt tut Not“
- „Die Schiffe wurden größer“
- „Gefährliche Fracht“
- „König Neptun lässt bitten“
- „Die Freiheit und Amerika“
- „New York & Chicago“
- „Jobsuche in Amerika“
- „Heimat-Urlaub“
- „Auf Tramptour nach Rotchina“
- „Legionäre auf der Flucht“
- „Große Fahrt nach Kanada“
- „Über den Regenbogen“
- „Weihnachten mit Albert Schweitzer“
- „Downunder lief nicht alles glatt“
- „Noble Passagierfahrt“
- „Richtung Heimat“
- „Landgang in Buenos Aires“
- „Trockenmatrose“
- „Flussfahrt durch Deutschland“
- „Auf kleiner Fahrt“
- „Landgang auf Raten“
- „Hafenmatrose“
- „Mein Herz schlägt für St. Pauli“

## *Einstimmung*

**U**m es gleich am Anfang zu sagen: Wer wie ich bald neun Jahrzehnte gelebt hat und als Seemann rund um die Welt unterwegs war, der muss kein Seemannsgarn spinnen. Da gibt es genug wahre Geschichten, auf die ich während sie passierten gern verzichtet hätte. Aber nachher lässt sich das ja gut erzählen - und manchmal ist es sogar zum Lachen.

So hat vielleicht auch meine Mutter gedacht, als sie mich am 5. August 1933 in Hamburg auf die Welt brachte. Es war ein Samstag und ab dem Tag war für sie auch der Sonntag ein Arbeitstag. Mein Erzeuger hatte sich gleich nach meiner Geburt aus dem Staub gemacht.

Meine Mutter war die Älteste von sechzehn Geschwistern. Sie war es gewohnt, mit schwierigen Lebenslagen umzugehen. Als ich zwei Jahre alt war, zogen wir von Hamburg nach Kiel, dort hatte sie Arbeit gefunden und wir hatten genug zu essen. Auch die Ratten, mit denen wir unsere Barackenwohnung teilten, wurden fett und groß wie Kaninchen.

Als ich fünf Jahre alt war, heiratete Mutter ihren Freund Hermann. Er kam aus Posen, adoptierte mich - und fortan hieß ich Erwin Przybysz.

»Priwisch«, hatte er mir die Aussprache beigebracht. »Du heißt jetzt Erwin Priwisch.«

Dann hat er es mit großen Buchstaben aufgeschrieben - ERWIN PRZYBYSZ - und mir den Zettel in die Hosentasche geschoben und gesagt: »Damit du uns nicht verloren gehst und wenn dich mal jemand nach dem Namen fragt.«

Das war selten, den meisten genügte es, dass ich Erwin war. Und ich ging auch nicht verloren, denn ich hatte einen guten Orientierungssinn, weil ich jeden Tag schon früh den

drei Kilometer langen Weg zu meiner Großmutter gehen musste, wenn Mutter zur Arbeit ging. Zweimal hatte sie mir den Weg gezeigt, der eine lange Strecke durch einen Wald verlief, in dem ich manches Mal hinter Hasen oder Rehen herlief und dann den Weg wiederfinden musste.

## *Ohne Schule geht's ja nicht*

**K**urz bevor meine Schulzeit begann, zogen meine Eltern mit mir zurück nach Hamburg. Sie nahmen ihre neue Arbeit in der Fischfabrik auf. Sankt Pauli wurde unser neues Zuhause. Jetzt drehte sich alles um Fische und um große und kleine Schiffe, deren Sirenen tutend und pfeifend die Luft erzittern ließen. Schwarz rauchende Bugsierschlepper brachten Bulkfrachter und Tankschiffe an ihren Platz. Hammerschläge dröhnten rhythmisch von der Werft. Es war laut, hektisch und oft stinkend, nicht nur, wenn uns eine Möwe kreischend mit einem Schuss aus dem Schwanzgefieder traf.



Das Passagierschiff »St. Louis« gehörte damals zu den größten Dampfern im Hafen. Am 13. Mai 1939 lief sie mit 937 Juden an Bord nach Kuba aus. Von der Irrfahrt, weil alle Länder keine oder nur wenige Emigranten aufnehmen wollte, erfuhr ich erst Jahre später, als das Schiff zum Abwracken im Hafen lag. Dennoch beeinflusste es mich, Matrose zu werden.

**O**ft dachte ich wehmütig an Großmutter's großes Haus in Kiel, in dem zwei Familien wohnten. Rundherum war ein Blumengarten und ein Stall mit Schweinen, Hühnern, Enten

und Kaninchen. Auch Hund und Katze gehörten zum Haus. Ganz anders als Hamburg – wo sich die Wohnung mit Fischmief füllte, wenn meine Eltern abends von der Arbeit kamen.

Die große Schultüte ist die beste Erinnerung, die ich an meine Schulzeit habe. Ich bin dort nie mit Lust hingegangen. Mir gefielen die Lehrer nicht – eine Sache der Gegenseitigkeit. Kaum ein Tag, an dem ich nicht den Rohrstock auf dem Hintern spürte. Als ich im zweiten Schuljahr während der Schulferien sechs Wochen nach Sachsen geschickt wurde, war es auch nicht besser. Die Gastfamilie war überhaupt nicht nach meinem Geschmack.

Viel besser gefiel mir im nächsten Jahr die Ferienverschickung nach St. Peter Ording an der Nordsee. Für uns Großstadtkinder ein tolles, sechswöchiges Erlebnis. Wir genossen Strand und Meer in vollen Zügen – bis es zurück ging ins verhasste Klassenzimmer. Doch jede Pflichtschulzeit hat irgendwann ein Ende ...

Schrecklicher als die Schule waren schließlich die Bombenangriffe auf Hamburg. Unsere Familie war inzwischen um einen kleinen Bruder gewachsen. Den mussten wir immer im Wäschekorb mitschleppen, wenn die Sirenen an zu heulen fingen und wir laufen mussten, um in den Bunker zu kommen.

Im Laufe meines Lebens habe ich den Krieg aus meinem Gedächtnis gestrichen – oder zumindest zusammengestrichen, damit es nicht den ganzen Kopf ausfüllt.

Mein Stiefvater war zum Militärdienst eingezogen. Ich spielte mit Freunden auf der Straße, ging zur Schule, schmiss Fensterscheiben ein, ärgerte den Lehrer, bekam von meiner Mutter Prügel, lief während des Fliegeralarms zum Bunker und so weiter. Das war mein Alltag in den ersten Kriegsjahren.

\*

Im Jahr 1944 wurde es wohl mal wieder Zeit, mich zu verschicken. Diesmal sollte es nach Bayern gehen. Man nannte es KLV, Kinderlandverschickung. Ich war elf Jahre alt, und es war nicht vorgesehen, dass dieser Ausflug ein Jahr lang dauern sollte. Mit 14 weiteren Kindern reisten wir im



Bummelzug nach Passau. Meist fuhren wir nachts, denn tagsüber war die Gefahr groß, von feindlichen Tieffliegern angegriffen zu werden. Zwei Tage und Nächte waren wir mit dem Zug unterwegs.

Auf dem Passauer Bahnhof reckten und streckten wir unsere Glieder, bekamen eine warme Mahlzeit und stiegen um auf einen Lastwagen. Es ging durch Täler und über Berge. Unsere verstädterten Kinderherzen jubelten über solch eine schöne Landschaft nach der öden Nachtfahrt mit dem ratternden Zug.

Das Ziel war ein großes Schloss, das für Ferienkinder hergerichtet worden, weil es nicht mehr von einem Fürstenpaar bewohnt wurde. Es lag mitten in einem Dorf, hatte Gesindehäuser und Stallungen und war von einer großen Mauer umgeben, die nur ein Tor hatte, das stets offen stand. Pattling und Straubing waren die nächsten Städte, zu denen wir Ausflüge machten.

Zu meinem großen Bedauern, ging die Schule in dieser Zeit weiter. Umso größer die Freude am Unterrichtsende. Dann kletterten wir in Felsen und auf Bäume, sammelten im Wald Pilze oder pflückten Brennnesseln, die in der Schlossküche zu Spinat wurden.

Nachmittags wurden wir in Gruppen aufgeteilt zu den umliegenden Bauern gekarrt, um bei der Kartoffelernte zu helfen. Das hat Spaß gebracht, vor allem, weil es mit kräftigem Essen belohnt wurde. Vom Krieg bekamen wir hier nicht viel mit. Ob man uns so gut verpflegte, weil man meinte, uns noch für den Endsieg zu gebrauchen? Dafür war es schon zu spät.

Als sich die Truppen der Alliierten unserem Dorf näherten, stiegen wir wieder in einen Lastwagen, der uns an einen sichereren Ort bringen sollte. Das war ein katholisches Nonnenkloster, das an der Donau hoch am Hang in einem Wald versteckt war. Dort waren zehn Nonnen um uns besorgt, wenn wir unten in der Donau badeten oder uns bei Felsenklettereien die Hosen zerrissen. Mit der Arbeit bei den Bauern hatte es ein Ende, zu leicht hätten die Tiefflieger uns auf den Feldern ausmachen können. So war denn auch das Essen klösterlich

mager, die Verpflegung der Wehrmacht war jetzt wichtiger. Wir Kinder hatten dennoch großen Hunger und mussten viel Nahrung im Wald suchen oder zogen mit Handkarren zu den Bauern und baten um Kartoffeln. Die wurden dann im Kloster mit der Schale gekocht und auch so gegessen. Und dennoch knurrte uns der Magen.

Die Nonnen beteten oft für uns, damit wir nicht an diesen Zuständen verzweifelten.

Dann wurde das stille Kloster doch vom Gerassel der Panzerketten aus seinem Dornröschenschlaf gerissen. Weit entfernt konnten wir die amerikanischen Panzerkolonnen fahren sehen. Was wir als Abwechslung empfanden, machte unseren Lagerleiter zusehends nervöser. Die Nonnen beteten immer lauter, als wollten sie böse Geister verscheuchen.

Dann kamen sie eines Morgens mit ihren Panzern bis vor das Kloster, um hier erst ein Picknick abzuhalten und dann länger zu bleiben. Wir Jungen umrundeten staunend die Panzer und nahmen von den Amis Kaugummi entgegen.

Die Nonnen hörten nicht mehr auf zu beten. Die Stimmung im Schloss war, als ob wir alle auf etwas Unheimliches warteten. Unser Lehrer bekam über Nacht graue Haare.

Es kam schon lange keine Post mehr von Zuhause. Wir wussten nicht, was aus unseren Eltern geworden war. Uns alle hatte das große Heimweh gepackt.

## *Wir wollten nach Hause*

**E**s bestand keine Aussicht, uns Jungs nach Hamburg zu bringen. Mit jedem Tag wurde das Essen knapper. Jeden Morgen mussten wir uns auf dem Hof aufstellen. Wir wurden durchgezählt und jeder musste seinen Namen rufen.

Und dann fehlten zwei. Wo waren sie? Wir Jungs wussten es. Sie hatten sich nachts weggeschlichen, wollten sich auf den Weg machen, mit nichts als einem kleinen Bündel des Nötigsten. Wir waren alle aus Hamburg. Dorthin wollten sich die beiden durchschlagen.

»Die sind bald wieder zurück«, sagte unser Aufpasser mit lehrreicher Erklärung: »Das ist einfach nicht zu schaffen. Züge fahren nicht. Bis Hamburg sind es 900 Kilometer.«

Das sind zu viele Schritte für elf- bis dreizehnjährige Kinder. Trotzdem machten sich zwei Tage später wieder zwei Jungs auf den Weg Richtung Norden, wo sie zu Hause waren.

Die Nonnen beteten nicht mehr. Sie sangen jetzt Klagelieder, um besser erhört zu werden.

Nun waren also vier von uns unterwegs. Das machte mir Mut, es ebenso zu machen. Zwei Kameraden konnte ich überreden, mit mir zu gehen. Jeder sollte nur eine kleine Tasche mit etwas Zeug und einer Wolldecke mitnehmen. Wir beobachteten, dass die Nonnen Nachtwachen aufgestellt hatten und planten dementsprechend eine günstige Fluchtnacht.

Beim Abschied von unseren zurückbleibenden Kameraden wischten wir uns doch ein paar Tränen aus den Augen, schließlich hatten wir gemeinsam trotz allem eine schöne Zeit erlebt. Lautlos schlichen wir in stockdunkler Nacht aus dem Kloster – erst einmal in den Wald, wo uns einige Wege vertraut waren.

Als es hell wurde, konnten wir den weiteren Weg planen. Ich hatte schon vor einiger Zeit eine Generalstabskarte von Deutschland stibitzt. Darin war jedes kleine Dorf eingezeichnet und ich hatte mit einem Lineal eine Linie von unserem Kloster nach Hamburg gezogen. Das war nur die grobe Richtung. Flüsse und Berge gaben die Umwege vor. Auch mussten wir die großen Straßen vermeiden, denn darauf waren Panzer und andere Militärfahrzeuge unterwegs. Ohne je davon gehört zu haben, konnten wir uns gut vorstellen, dass sie uns sofort schnappen und in ihre Monsterfahrzeuge stecken würden.

Wir waren gerade einen Tag unterwegs, als wir uns auf einer Kreuzung ohne Wegweiser fast in die Haare kriegten. Jeder hatte eine andere Idee. Als ein Pferdegespann des Wegs kam, hängten sich meine beiden Kumpanen hinten dran. Ich blieb trotzig auf der Straße stehen, weil mir mein kleiner Kinderverstand sagte, dass das der falsche Weg war. Immerhin war ich derjenige, der die Deutschlandkarte hatte und die ich nun ausgiebig studierte.

Nach einem halben Tag erreichte ich das Dorf, das unser Tagesziel sein sollte. Meine Kumpel waren weit und breit nicht zu sehen, sie konnten mich nicht auslachen. Ich war auf dem richtigen Weg.

Ein Bauer erlaubte mir, im Stroh seiner Scheune zu übernachten. Mit meiner Decke war das ganz gemütlich. Es war ja Sommer. Am nächsten Morgen hatte mir die Bauernfamilie ein kräftiges Frühstück serviert. Sie waren erstaunt, dass sich ein Zwerg von zwölf Jahren auf einen so langen Weg gemacht hatte. Sie warnten mich, dass in einigen Gegenden in Richtung Norden noch gekämpft wurde. Das waren Spannungsfelder, die ich oft auf langen Wegen umgehen musste, um auf meinem Kurs zu bleiben.

Tagsüber war ich auf den Beinen. Für die Nacht musste ich einen Schlafplatz finden, manchmal war es nur der Wald.

Meistens jedoch übernachtete ich bei hilfsbereiten Bauern, die mir auch etwas zu essen gaben. Doch auch das konnte gefährlich sein.

Einmal schlief ich in einer Scheune, als mich das Tack-Tack-Tack der Bordkanone eines Flugzeugs aus dem Schlaf riss. Neben mir schlugen Geschosse ins Stroh. Der feindliche Luftakrobat hatte es auf das Bauernhaus abgesehen. Der Bauernfamilie war nichts geschehen. Glück gehabt! Nur sein Dach war jetzt nicht mehr wasserdicht.

Zwei Tage später - ich wollte gerade bei einem Bauernhof um ein Mittagessen bitten - hörte ich das Brummen eines Flugzeugs. Im gewohnten Reflex sprang ich in das nächste Gebüsch. Dann hörte ich den Bauern schreien, der gerade sein Feld bestellte. Angeschossen sackte er zusammen. Das Flugzeug drehte ab. Seitdem mied ich offene Felder.

Nach meiner Karte hatte ich festgestellt, dass ich pro Tag zwischen 25 und 40 Kilometer schaffte. Hamburg lag in weiter Ferne. Bestimmt konnte man mir die Strapazen meiner Wanderung ansehen, denn als ich zu einem deutschen Lazarett kam, bestanden die Krankenschwestern darauf, mich erst einmal für drei Tage bei sich zu behalten, um mich liebevoll zu pflegen und mit Essen zu versorgen. Dann machte ich mich wieder auf den Weg nach Hamburg; ich wollte doch auf dem schnellsten Weg zu meinen Eltern.

In einem Waldstück traf ich auf ein abgeschossenes Flugzeug. Es war nicht ausgebrannt, und so konnte ich es ausgiebig untersuchen und meinen Reiseproviant mit der herumliegenden Schokolade auffüllen. Das war offenbar eine wichtige Kriegsverpflegung. Auch als mich auf einer Landstraße einmal eine amerikanische Panzerkolonne überraschte und ich schon Angst hatte, dass sie mich aufgreifen oder sogar beschießen würden, bewarfen sie mich mit Schokolade und Kaugummi. Mir war es recht.